

»Von der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen«

Warum die Religion trotz Säkularisierung ein bestimmender Faktor bleibt

? »Totgesagte leben länger«, so haben Sie, Herr Prof. Schmidt, treffend beschrieben, wie Religion das ihr prophezeite Ende überlebt hat. Wie erklären Sie dieses Phänomen?

Schmidt: Die Religion zu verabschieden, war sicher voreilig, aber ich halte es auch für übereilt, die Säkularisierung nur als eine bloße Episode zu betrachten. Habermas hat das sehr prägnant auf die Formel gebracht, dass wir mit dem Bestehen von religiösen Gemeinschaften in einer sich weiter säkularisierenden Umgebung rechnen müssen. Das heißt, beides ist wahr: Die Säkularisierung geht weiter und bestimmt die Kultur, auch unsere Wissenschaftskultur; gleichzeitig bedeutet Säkularisierung aber nicht das Ende von Religion. Diese Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen beschreibt eine veränderte Wahrnehmung des Verhältnisses von Religion und säkularer Moderne, aber keine veränderte Tatsache.

? Nicht das Ende der Religion ist festzustellen, sondern die Renaissance einer neuartigen, subjektiven Glaubensvielfalt. Der Münchner Soziologe Ulrich Beck umschreibt diesen Prozess so: »Die Einheit von Kirche und Glauben zerbricht. Ja, institutionalisierte Religion und individualisierter Glauben treten in Widerstreit.« Stimmen Sie diesem Befund zu?

Schmidt: Ich halte die Rede vom Widerstreit für eine etwas dramatisierte Wortwahl. Es stimmt: Wir haben es mit einer zunehmenden Ausdifferenzierung zu tun. Religion wird in der Moderne vielfältiger, und es gibt sicher Formen von Religiosität, die sich außerhalb der Kirche behaupten. Aber dass die institutionelle Religiosität ausstirbt und sich alles nur noch in freien Zirkeln bewegt, das kann ich nicht sehen. Auch für Religionsphilosophen und Religionssoziologen ist es weiter wichtig, sich auch auf traditionelle

Im Gespräch: Prof. Dr. Thomas M. Schmidt, Dekan des Fachbereichs Katholische Theologie, und Prof. Dr. Markus Witte, Dekan des Fachbereichs Evangelische Theologie, und Ulrike Jaspers, Referentin für Wissenschaftskommunikation.



und damit kirchliche theologische Merkmale und Inhalte zu beziehen, um überhaupt bestimmen zu können, was Religion ist.

? Heißt das denn, dass sich Wissenschaftler gern auf Altbekanntes beziehen, weil diese neu entstehenden Gruppierungen und Formen schwer zu fassen sind?

Schmidt: Ich habe oft den entgegengesetzten Eindruck, dass die neuen Phänomene besonders spannend erscheinen, was zu einer überprägnanten Wahrnehmung dieser Phänomene führt. Viele Religionswissenschaftler entdecken religiöse Bewegung als Forschungsgegenstand und verabschieden eher vorschnell das eher alltägliche, graue, langweilige Christentum, obwohl das nach wie vor sehr einflussreich und wirksam ist.

? Was kann die Theologie ausrichten in einer Welt, in der jeder seinen eigenen Gott seinen Lebensbedürfnissen anpasst – aus dem »Warenlager letzter Bedeutungen«, wie es der Konstanzer Religionssoziologe Thomas Luckmann nennt?

Witte: Zunächst einmal sind hier die Begriffe von Theologie, Welt und Religion zu klären. Luckmanns Äußerung scheint mir sehr stark auf gesellschaftliche und religiöse

Phänomene in Deutschland zugeschnitten zu sein. Aber bereits in den Nachbarländern sieht es anders aus, und wenn wir den Blick auf andere Kontinente weiten, werden die Fragen komplett anders. Man muss sich nur die religiösen Aufbruch-Phänomene in China anschauen. Oder blicken wir nach Südamerika, wo sich zurzeit eine erhebliche Umkonfessionalisierung ereignet: Das über Jahrhunderte katholisch geprägte Südamerika wird durch charismatisch orientierte Gruppen in weiten Teilen protestantisch.

? Aber zurück zu Deutschland, welche Funktion hat Theologie innerhalb unserer Gesellschaft?

Witte: Theologie ist zunächst einmal eine Funktion der Kirche, insofern sie die Kirche, deren Glauben und Leben, aus wissenschaftlicher Perspektive reflektiert und kritisch begleitet. Darüber hinaus erfüllt die Theologie in unserer Gesellschaft die Funktion, religiöses Erbe zu bewahren und zu interpretieren, religiöse Phänomene als solche wahrzunehmen und auszulegen sowie Leben aus der eigenen Tradition und der Perspektive eines denkenden Glaubens zu deuten.

? Der neue Erzbischof von München, Reinhard Marx, fordert eine »mentale Wende« in der



Kirche, um den Abstieg zur »Gefühlsreligion mit etwas folkloristischem Klimbim« zu verhindern. Gleichzeitig stehen religiöse Veranstaltungen im Zeichen der modernen Eventkultur – ob es sich um den Besuch des Papstes in Bayern oder um den Weltjugendtag in Köln handelt. Muss die Kirche sich anpassen? Frage an den Alttestamentler Prof. Markus Witte.

Witte: Ganz einfach: nein! Aufgabe der Kirche ist es, in der Welt, mit der Welt und gegebenenfalls auch gegen die Welt ihre Position und ihren Wahrheitsanspruch zu vertreten. Ein klassisches biblisches Bild zum Selbstverständnis der Kirche ist das prophetische Amt des Wächters, ein kritisches Gegenüber, das auch Orientierung schenkt. Dies kann nur aus einer gewissen Distanz und einem Gefühl der Fremdheit heraus bestimmt werden, da wäre Anpassung genau der falsche Weg. Das heißt aber nicht, dass sich Kirche nicht selbst immer wieder verändern und erneuern muss – mit anderen Worten: Die Kirche muss selbstverständlich einem ständigen Reformationsprozess unterliegen.

? Die Frage ist doch, ob die Kirche gewissen Trends nachgeben muss oder sollte?

Witte: In der Tradition bleiben, zugleich den Glauben an Gott zeitgemäß verkündigen und leben und

damit die von der Gesellschaft erwartete Orientierungsfunktion geben – das ist eine Herausforderung, der sich die Kirche stellen muss.

? Wenn es um (Post-)Säkularisierung geht, taucht immer wieder der Name des Frankfurter Sozialphilosophen Jürgen Habermas auf und in diesem Zusammenhang seine Rede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buch-

handels, die er unmittelbar nach den Ereignissen des 11. Septembers 2001 gehalten hat. Können Sie, Herr Prof. Schmidt, als Habermas-Schüler knapp und trotzdem verständlich erklären, was es damit auf sich hat?

Schmidt: Generell hat Habermas die große Gabe, komplexe Sachverhalte auf prägnante Begriffsbilder zu konzentrieren, die dann wirkmächtig werden. Die Rede von der postsäkularen Gesellschaft soll genau das ausdrücken, dass religiöse Gemeinschaften in einer immer weiter säkularisierenden Umgebung fortbestehen. Man kann es wortspielerisch so ausdrücken: Postsäkularisierung bedeutet, dass wir in einem zweifachen Sinn in einer Phase nach der Säkularisierung leben. Die Erwartung, dass es eine lineare, unumkehrbare Entwicklung namens Säkularisierung gibt, an deren Ende das automatische Verschwinden und Verdampfen der Religion steht, wird zunehmend infrage gestellt. Wir leben aber auch nach der Säkularisierung im Sinne von »gemäß der Säkularisierung«: Säkulare Begriffe und säkulare Normen setzen sowohl im Recht, in der Moral, in der Politik, aber auch in der Wissenschaft die Standards, an denen sich die theologische Reflexion von Religiosität orientieren muss, an der sich aber auch die Kirche orientieren muss, wenn sie sich in einer pluralistischen und demokratischen Gesellschaft positionieren will.

? Warum dann »Post«-Säkularisierung?

Schmidt: Wir haben die einseitige säkular geprägte Geschichtsbetrachtung aufgegeben; die Verhältnisse sind komplexer geworden. In einer modernen Gesellschaft zu leben bedeutet nicht, dass Religion verschwinden muss. Gleichzeitig gibt die Säkularisierung den für moderne Gesellschaften verbindlichen Orientierungsmaßstab vor. Lassen Sie mich einen Vergleich anführen: Wenn wir an die Diskussion um die Integration von Migranten denken, so zeigt sich, dass wir hier lange zu denkfaul und zu bequem waren. Wir haben angenommen, dass wir uns über normative Regeln und ihre Begründung und darüber, wie wir diese Regeln und Begründungen unterschiedlichen Menschen zumuten können, keine Gedanken machen müssten. Wir sind davon ausgegangen, dass die Zeit alles von selbst regeln wird. Die einen glaubten, dass es sich bei den Einwanderern bloß um Gäste handelt, die nach einer Zeit schon wieder verschwinden werden; andere glaubten, dass diese Menschen nur lange genug hier leben müssten, damit sie sich automatisch anpassen. Man ist also vor den begrifflichen Fragen ausgewichen und ist davon ausgegangen, dass sich die Probleme im Laufe der Zeit von selbst lösen würden. Aber das hat augenscheinlich nicht ausgereicht. Viele zeigen eine ähnliche Haltung, wenn es um das Verhältnis von Religion und Moderne geht: Die einen gehen davon aus, dass man im Laufe der Zeit schon merken werde, dass auch eine säkulare Gesellschaft nicht auf Religion verzichten könne; die Religion werde zurückkehren. Vertreter der Gegenposition sind der Überzeugung, dass die moderne Wissenschaft und Technik, der moderne Sozial- und Rechtsstaat die Religion von selbst zum Verschwinden bringen werde. Auch hier zeigt sich: Das reine Setzen auf das Verlaufen von Zeit löst keine Probleme, die man begrifflich und mit intellektuellem Mut lösen muss.

? Aufgeklärtes Christentum und moderne Philosophie – das charakterisiert nicht nur Ihre wissenschaftliche Sozialisation, Herr Prof. Schmidt, sondern auch das Programm für die fachübergrei-

fende Kooperation von Theologen und Philosophen an der Goethe-Universität. Können Sie das an einem Beispiel erläutern?

Schmidt: Ein Beispiel, das mir als Philosoph, der sowohl am Fachbereich Katholische Theologie als auch am Institut für Philosophie der Goethe-Universität zu Hause ist, natürlich besonders vor Augen steht, ist das Institut für Religionsphilosophische Forschung. In dieser in der Bundesrepublik einmaligen Forschungseinrichtung arbeiten Philosophen verschiedener Fachbereiche zusammen – philosophisch orientierte Theologen, Philosophen, die in den beiden theologischen Fachbereichen lehren, aber natürlich auch Philosophen des Instituts für Philosophie im Fachbereich Philosophie und Geschichtswissenschaften. Sie betrachten die Religion aus ganz unterschiedlichen Perspektiven, sei es agnostisch, säkular, christlich oder jüdisch



geprägt, aber mit streng philosophischen Mitteln. Dieser starke Forschungsverbund begeistert mich immer wieder an unserer Frankfurter Universität. Als Beispiel möchte ich die Diskussion über die philosophischen Grundlagen des religiösen Dialogs nennen: Wenn die Religionen miteinander ins Gespräch kommen sollen, dann wirft das natürlich auch wahrheits- und begriffstheoretische Fragen auf. Wie kann man den anderen auf eine nicht billige Art tolerieren, wie kann man die Treue zu seinem eigenen Wahrheits- und Geltungsanspruch aufrechterhalten und trotzdem akzeptieren, dass auch die anderen ihre Wahrheitsansprüche haben? Das ist eine spannende philosophische

Frage. Wir hatten dazu verschiedene Tagungen, die sich mit dem Verhältnis Religion und pluralistische Öffentlichkeit oder mit dem Verhältnis zwischen Naturwissenschaft und Religion beschäftigen haben.

? Ein weiteres Beispiel für die Kooperation zwischen Theologen und Philosophen?

Witte: Die Martin-Buber-Professur für Jüdische Religionsphilosophie am Fachbereich Evangelische Theologie – diese Professur wurde 1989 von der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau in Erinnerung an den jüdischen Religionswissenschaftler und Religionsphilosophen Martin Buber, der von 1923 bis 1933 an der Universität Frankfurt wirkte, gestiftet und ist inzwischen eine ordentliche Landesprofessur. Sie dient der philosophischen und theologischen Begegnung von Judentum und Christentum.

? Seit einiger Zeit laufen Überlegungen zur Gründung des Paul-Tillich-Zentrums. Paul Tillich, der in den Zwanziger Jahren in Frankfurt gelehrt hat, war ein Grenzgänger zwischen Philosophie und Theologie – ist der Name schon Programm für das Zentrum?

Witte: Ja, Tillich steht erstens für Theologie, wenn auch zunächst für protestantische Theologie; er steht zweitens für Philosophie, aber auch drittens für Religionswissenschaft und für eine Theologie der Religionen und damit für Fragen, die vor allem in der systematischen Theologie reflektiert werden. Durch seine Zeit in den USA steht er natürlich auch für Internationalität. Seine dreibändige, zunächst auf Englisch veröffentlichte »Systematische Theologie« beeinflusste die wissenschaftliche Entwicklung enorm. Die Übersetzung ins Deutsche führte in den 1980er Jahren zu einer Paul-Tillich-Renaissance in Deutschland, vor allem im Zusammenhang der Klärung des Verhält-

nisses zwischen Gesellschaft, Kultur und Theologie.

Schmidt: Philosophen wie auch katholische Theologen haben sich gern auf diesen Namen eines prominenten evangelischen Theologen eingelassen, weil er in der Tat programmatisch ist, nicht nur in Bezug auf seine Analysen und Methoden. Tillich präsentiert dieses Grenzgängertum, die Vermittlung zwischen den drei uns am Herzen liegenden Wissenschaften – Philosophie, Theologie und Religionswissenschaft. Er ist natürlich auch eine sehr prominente Frankfurter Figur, welche die spezifische Interdisziplinarität der Frankfurter Geisteswissenschaften auf den Punkt bringt – ein aufgeklärter Geist, der die Öffentlichkeit und die Entwicklung kritisch begleitet.

? In der globalisierten Welt können Religionen nicht mehr nur nebeneinanderherleben, sich in ihrer »reinen« Form erhalten. Sie sind längst stärker miteinander verwoben, als es vielen Religionsführern und Kirchenverantwortlichen recht ist. Das ist auch eine Herausforderung für die Theologen an deutschen Uni-



versitäten – wie gehen Sie, Herr Prof. Witte, als Wissenschaftler und Angehöriger des Evangelischen Fachbereichs, mit diesem Dilemma um?

Witte: Das ist kein Dilemma! Die reine Religion gibt es nicht, außer in der Theorie von Religionen. Wenn man sich Religionen aus religionswissenschaftlicher Perspektive anschaut, dann handelt es sich immer



Witte: Das könnte man so sehen, ist es aber nicht. Die Aufgabe von theologischen Fachbereichen ist es, den christlichen Glauben in einer pluralen (auch religiös pluralen) Gesellschaft reflektierend, kritisch und dialogisch zu begleiten und zu deuten. Das heißt, eine moderne Theologie kommt ohne Religionswissen-

um Mischprodukte, indem sie auf Vorhergehendem aufbauen, dieses verwandeln, der eigenen Tradition zunächst fremde Symbole aufnehmen und einzelne aus anderen Glaubensvorstellungen stammende Systeme integrieren. Wie gehen wir nun damit um, dass es in unserer Gesellschaft nicht nur Protestantismus und Katholizismus, sondern auch andere Konfessionen und Religionen gibt, die ihre eigenen Institutionen theologisch, das heißt wissenschaftlich, kritisch und argumentativ, begleiten wollen? Zunächst stellt sich die Frage, ob andere Konfessions- und Religionsgemeinschaften überhaupt eine akademische Theologie haben wollen. Das setzt einen bestimmten Bedarf voraus, aber auch die Bereitschaft, sich wissenschaftlichen Regeln, die sich im Zuge der Aufklärung herausgebildet haben, verpflichtet zu fühlen. Wir versuchen im Fachbereich Evangelische Theologie, das Phänomen Religion ebenso wie konkrete Religionen interdisziplinär zu erforschen und ins Verhältnis zur evangelischen Theologie zu setzen. Das heißt, unser Fachbereich beschäftigt sich, wie andere evangelische oder katholische Fachbereiche auch, im Interesse der eigenen Theologie mit den anderen Religionen. In diesem Sinn könnte man sagen, dass die Religionswissenschaften anderer Religionen im Dienste der evangelischen Theologie ein integraler Bestandteil unseres Fachbereichs sind.

? Im Dienste – klingt das nicht nach Vereinnahmung?

schaft und ihre Methoden, aber auch ohne den direkten kritischen Diskurs mit anderen Religionen nicht aus. Die Besonderheit, die wir an unserem Fachbereich haben, ist, dass wir mit den beiden Stiftungsprofessuren für Islamische Religion auch Professuren für nicht christliche Religionen haben und somit einen unmittelbaren theologischen und religionswissenschaftlichen Dialog führen können.

? Warum haben Sie die islamische Theologie in Ihrem Fachbereich aufgenommen? Gehörte zu den Motiven auch, den Weg frei zu machen für islamische Religion im universitären Raum, der islamischen Theologie ein Dach zu gewähren?

Witte: Die beiden Stiftungsprofessuren für Islamische Religion, die zurzeit von den Kollegen Özsoy und Takim versehen werden, sind

ein Teil der Religionswissenschaften und darauf legen die beiden Islamwissenschaftler selbst auch Wert. Diese beiden Professuren bereichern unser wissenschaftliches Lehr- und Forschungsangebot und bieten eine hervorragende Plattform für einen gesellschaftlich und theologisch notwendigen, kritischen und hermeneutisch reflektierten Dialog zwischen Christentum und Islam. Natürlich lag der Entscheidung zur Anbindung der Stiftungsprofessuren für Islamische Religion an unseren Fachbereich auch zugrunde, den islamischen Kollegen ein Dach zu gewähren.

? Ganz konkret: Wenn die Evangelische Kirche Hessen und Nassau sich auf das Konfessionalitätsprinzip innerhalb des Fachbereichs Evangelische Theologie bezieht und moniert, dass nun auch die Professur für islamische Religion in Ihrem Fachbereich beheimatet ist, wie reagieren Sie, Herr Prof. Witte, als Dekan?

Witte: Zunächst einmal bestreite ich, dass der Status konfessioneller Bestimmtheit durch diese Professuren tangiert ist. Durch spezielle Konstruktionen sind diese Professuren innerhalb der Religionswissenschaft verankert. Religionswissenschaft ist aber auch von anderen Landeskirchen als Fach und mittlerweile Prüfungsgegenstand für das erste theologische Examen festgeschrieben. Die Stiftungsprofessuren wurden zudem mit ausdrücklicher Zustimmung der Evangelischen Kirche Hessen und Nassau eingerichtet. Man muss allerdings sehen, dass sich die Haltung des



Protestantismus gegenüber dem Islam seit etwa zwei Jahren gewandelt hat. 2005 gab es noch eine stark ausgeprägte Dialogbereitschaft, seit 2006 hat sich dies auf der Ebene der EKD geändert, was sich nun auch in den landeskirchlichen Bereichen widerspiegelt. Es ist eine kirchenpolitische und eine gesamtgesellschaftliche Frage der Integration, die sich jetzt hier am Grenzpunkt von Staatskirchenrecht und konfessioneller Bestimmtheit am jüngsten evangelisch-theologischen Fachbereich in Deutschland zuspitzt.

? Der Dialog der Religionen ist nicht nur Thema für die Forschung, welche Möglichkeiten ergeben sich durch die Professur für islamische Religion für die Studierenden?

Witte: Es gibt innerhalb des Magisterstudiengangs Religionswissenschaften, der von beiden christlichen Fachbereichen mitgetragen wird, einen Teilstudiengang »Islamische Religion«. Damit werden das Fächerspektrum und die Möglichkeit, interkulturelle Kompetenzen zu erwerben, für unsere Studierenden deutlich erweitert, wobei zu betonen ist, dass es kein konfessionsbezogener Studiengang ist. Dieser Studiengang ist im Gegensatz zum Pfarramtsstudiengang und den Lehramtsstudiengängen auch nicht unmittelbar professionsbezogen, er zielt – zumindest noch – nicht auf einen bestimmten Beruf wie Lehrer oder Pfarrer. Wenn eine muslimische Glaubensgemeinschaft künftig religiöse Funktionsträger wissenschaftlich ausbilden will, dann könnte dieser Studiengang eine sehr wichtige Rolle spielen. Dazu bedarf es aber bestimmter politischer Rahmenbedingungen, die bisher noch nicht bestehen.

? Mit bekenntnisorientiertem Islamunterricht, der von staatlich ausgebildeten Lehrern abgehalten wird, hat Baden-Württemberg jetzt begonnen und bietet zunächst an den Pädagogischen Hochschulen »Islamische Theologie und Religionspädagogik« an. Was halten Sie von diesem Konzept? Ist das langfristig in Frankfurt auch angedacht?

Witte: Zunächst müsste das Fach Islamische Religion seitens der poli-

tisch Verantwortlichen an hessischen Schulen eingeführt werden, sonst gibt es keinen Bedarf an islamischen Religionslehrern. Darüber hinaus müsste es einen festen Ansprechpartner auf der islamischen Seite geben, wie es die Kirchen für den christlichen Religionsunterricht sind. Das Curriculum eines solchen professionsbezogenen Studiengangs »Islam. Religion für das Lehramt« müsste den modernen Wissenschaftsprinzipien wie Transparenz, Reflexivität, Argumentation verpflichtet sein, den religionspädagogischen und religionsdidaktischen Standards an den deutschen Universitäten entsprechen, die Lehrveranstaltungen müssten in Deutsch oder Englisch stattfinden, um nur einige wichtige Kriterien zu nennen.

? Halten Sie die Einrichtung eines Lehramtsstudiengangs für islamische Religion für eine politisch notwendige Zielsetzung?

Schmidt: Aus einer sympathisierenden Beobachterperspektive möchte ich Folgendes sagen: Islamischer Religionsunterricht ist sicher wünschenswert, da sind wir uns als Bürger dieser Gesellschaft schnell einig. Die Frage ist, wie organisiert man das, welche Institutionen, welche Fachbereiche werden Träger solcher Studiengänge? Diese Frage ist sicher schwieriger zu entscheiden. Im Rückschluss sieht man dann auch, welches hohe Gut die bisher eingespielten staatskirchenrechtlichen Lösungen darstellen. Dazu gehört, dass wir konfessionellen christlichen Religionsunterricht an staatlichen Schulen haben und dass wir das Personal dazu an öffentlichen Universitäten nach wissenschaftlich fundierten Curricula ausbilden. Religionslehrerinnen und Religionslehrer werden in Deutschland im Lichte der Öffentlichkeit und nicht in irgendwelchen Hinterhof-Institutionen ausgebildet. Das deutsche Religionslehrer-Modell wird nun wieder als interessante Lösung entdeckt, wenn es um die Frage geht, wie wir den Islam gleichermaßen respektieren und integrieren können. Dieses Modell bietet den Religionsgemeinschaften sicherlich einen privilegierten Weg, in der Öffentlichkeit sichtbar und einflussreich zu sein; zugleich ist es aber auch ein Weg,



der garantiert, dass sich die Religionen in ihrer Reproduktion, in der Rekrutierung und Ausbildung ihres Personals, an die Spielregeln eines demokratischen Rechtsstaates halten.

? Den Islam gibt es ebenso wenig wie das Christentum. Aufgrund der vielen muslimischen Strömungen mangelt es dem Staat an anerkannten Organisationen als Partnern. In Frankfurt ist die Professur für Islamwissenschaften von der türkischen Religionsanstalt Diyanet gestiftet worden – wie beurteilen Sie diese Kooperation?

Witte: Die Kooperation ermöglichte überhaupt erst die Einrichtung einer Stiftungsprofessur und einer Stiftungsgastprofessur für Islamische Religion, da diese Professuren von Diyanet bezahlt werden. Zudem bot sich die Kooperation gerade mit einem türkischen Partner aufgrund wissenschaftlicher Kontakte zu türkischen Universitäten und aufgrund der hohen Anteile von Muslimen aus der Türkei in Deutschland an. Die Kooperation wird durch einen Stiftungsvertrag geregelt. Der Besetzungsmodus für die Stiftungsprofessur entspricht den universitären Berufsregeln. Die Gastprofessur wird durch einen Stiftungsrat, in dem Mitglieder der Universitätsleitung, der Stifterin

und des Fachbereichs Evangelische Theologie vertreten sind, besetzt. Damit ist gewährleistet, dass wir sehr gute Wissenschaftler nach unseren Standards an die Universität Frankfurt holen können.

? Bei »Hochreligiösen« – so bezeichnet die Studie »Religionsmonitor« der Bertelsmann-Stiftung die besonders Gläubigen – ist die Bereitschaft, zu missionieren, sehr ausgeprägt – dagegen ist eher unterbelichtet, sich kritisch mit den eigenen religiösen Lehren und Einstellungen auseinanderzusetzen. Theologen anderer Universitäten berichten, dass die Zahl der »Hochreligiösen« unter den Studierenden in den vergangenen Jahren deutlich gestiegen ist. Nehmen Sie das auch in Frankfurt wahr?

Schmidt: Das kann ich für Frankfurt so nicht bestätigen. Vielleicht liegt dies an dem besonderen Gepräge unseres Fachbereichs. Wir bilden ja keine Priester aus. Unsere Studierenden sind überwiegend angehende Religionslehrer oder machen einen Magister in katholischer Theologie. Dieser Personenkreis wird seine theologischen Kompetenzen später eher in einem säkulareren Umfeld einsetzen, sei es in

staatlichen Schulen oder beispielsweise in Verlagen. Sie sind weniger im Binnenkreis einer Gemeinde tätig, deshalb ziehen wir vielleicht auch eher Studierende an, die grenzübergreifend mit ihrer eigenen Religiosität umgehen.

? Und wie schaut es mit den »Hochreligiösen« im Fachbereich Evangelische Theologie aus?

Witte: Ich nehme diesbezüglich am Frankfurter Fachbereich keine Änderungen bei den Studierenden wahr, auch nicht unter den Pfarramtsstudierenden. Das liegt sicher daran, dass Frankfurt als offen und kritisch eingestuft wird und dies die Wahl des Studienorts beeinflusst. Allerdings ist zu beobachten, dass im Zuge des Bologna-Prozesses neue private und freikirchliche Hochschulen entstehen und wachsen; das Potenzial von Studierenden, die einer eher evangelikalen oder fundamentalistischen Blickrichtung folgen, ist da.

? Die Frankfurter Universität startete ohne theologische Fakultäten. Das bedeutete damals allerdings nicht, dass religiöse und theologische Inhalte tabu waren. Könnten Sie sich vorstellen – abgesehen von kirchenrechtli-

chen Einwänden – in einem Fachbereich gemeinsam mit Theologen, Religionswissenschaftlern und Philosophen zu arbeiten?

Schmidt: Organisatorisch stellt dabei aus meiner Sicht die angestrebte Gründung des Paul-Tillich-Zentrums für interdisziplinäre Religionsforschung den entscheidenden institutionellen Meilenstein dar. Dieses Zentrum wird die Kooperation zwischen Theologen, Religionswissenschaftlern und Philosophen an unserer Universität erheblich verbessern und vor allem in der Öffentlichkeit und der internationalen Forschungslandschaft deutlich sichtbar machen. Die Frage, wie sich die zukünftige Struktur der Fachbereiche an der Stiftungsuniversität Frankfurt entwickeln mag, ist demgegenüber im Moment sekundär.

Witte: Eine große theologische – nicht kulturwissenschaftliche – Fakultät mit konfessionell gebundenen, selbstständigen theologischen Instituten unterschiedlicher Konfessionen und Religionen, vernetzt durch ein gemeinsames Institut für interdisziplinäre religionswissenschaftliche Forschung, könnte hier ein Modell der Zukunft sein. ♦

Zur Person



Prof. Dr. Thomas M. Schmidt, 47, ist seit 2003 Professor für Religionsphilosophie am Fachbereich Katholische Theologie und kooptierter Professor am Institut für Philosophie, Fachbereich Philosophie und Geschichtswissenschaften. Zurzeit ist er Dekan des Fachbereichs Katholische Theologie. Schmidt studierte Philosophie und Theologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen und an der Goethe-Universität. Von

1995 bis 2001 war er wissenschaftlicher Assistent am Institut für Philosophie der Universität Frankfurt, danach Assistent Professor am Department of Philosophy, California State University, Long Beach (USA). Von 2003 bis 2007 war Schmidt Geschäftsführender Direktor des Instituts für Religionsphilosophische Forschung der Goethe-Universität. Er hatte Gastprofessuren an der Universität Innsbruck, der University of Washington, der Saint Louis University (USA) und der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen inne. In seiner Dissertation beschäftigte er sich mit dem Verhältnis von Religionsphilosophie und Gesellschaftstheorie bei Hegel, in seiner Habilitationsschrift ging es um Rationalität religiöser Überzeugungen in pluralistischen Gesellschaften. Schwerpunkte seiner Forschung sind neben Religion



und Gesellschaft die Philosophie Hegels und die Diskurstheorie von Jürgen Habermas.
t.schmidt@em.uni-frankfurt.de

Prof. Dr. Markus Witte, 43, ist seit 2001 Professor für Altes Testament am Fachbereich Evangelische Theologie und zurzeit Dekan des Fachbereichs. Er studierte Evangelische Theologie und Alt-orientalistik an den Universitäten

Frankfurt, Erlangen und Marburg. 1993 wurde er an der Universität Marburg mit einer Studie zum Buch Hiob promoviert, 1997 ebenfalls in Marburg mit einer literaturgeschichtlichen und theologischen Untersuchung der biblischen Urgeschichte (1. Mose 1–11) habilitiert. Von 1995 bis 1996 unterrichtete er Altes Testament an der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bayreuth. Von 1997 bis 1998 war er Vikar der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau in Wetzlar. Schwerpunkte seiner Forschung sind die Literatur- und Religionsgeschichte des antiken Israel, Anthropologie und Theologie des Alten Testaments, althebräische Philologie und das hellenistische Judentum. Neben seiner akademischen Tätigkeit ist er ordniertes Pfarrer im Ehrenamt.
m.witte@em.uni-frankfurt.de